

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 14 (1909-1910)
Heft: 1

Artikel: Briefe aus Italien
Autor: E. G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Imbezilen, sondern auch der nervösen Kinder ihren krankhaften Zustand dem *unmässigen* und *mässigen* Alkoholgenuss der Eltern zu verdanken haben. Er nennt ihn die Hauptursache aller pathologischen Erscheinungen und tritt deshalb mit Nachdruck für vollständige alkoholfreie Erziehung der Kinder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Brief aus Italien.

Florenz, den 7. Oktober 1909.

Die Redaktion sendet diesmal den Abonnenten der „Schweiz. Lehrerinnenzeitung“ ihren Gruss zum Beginn des neuen Jahrgangs aus Italien. Was ist natürlicher, als dass sie deshalb statt aus der Vergangenheit aus der Gegenwart, statt aus den Büchern aus dem persönlichen Erleben Stoff zu ihrem Aufsatz schöpft! Zwar ist alles, was man von Italien sagen kann, so wenig neu, so von allen Seiten schon beleuchtet worden, dass es gewagt ist, seine Feder in die Pracht dieses Landes zu tauchen. Allein, ich will ja keine Schilderung Italiens, sondern nur persönliche Eindrücke geben, einen Freundesgruss und und Freundesbrief meinem Leserinnenkreis zusenden.

Zuerst sei bemerkt, dass ich allein reise, ohne Kenntnis der italienischen Sprache. Das hat seine unangenehme Seite, aber auch seinen Reiz. Manchen Ärger muss man allein verarbeiten, kann bei Missgeschicken die Verantwortung auf niemand abwälzen, muss alles Schöne stumm verarbeiten. Dafür dauert aber auch keine Missstimmung lange an, da man die Folgen seiner Fehler allein trägt, und die Freude klingt lange, lange als schöner, reiner Ton in uns nach, weil keine Aussprache Ableitung und Ablenkung schafft. Was die Unkenntnis der Landessprache betrifft, so hat auch diese ihre Licht- und Schattenseiten. Oft wird man nicht verstanden, kriegt nicht immer die Speisen, die man meinte, tut manchen Schritt vergebens, hie und da kostet ein Missverständnis auch etwa ein Fränklein mehr. Dafür bleibt man verschont von dem Geplauder der Mitreisenden, man hört nur Klänge, keinen Sinn oder Unsinn, man wird enorm selbständig, hütet sich vor unnützen Fragen und hilft sich allein mit dem Stadtplan von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit. Eine solche Kur ist namentlich dem weiblichen Geschlecht sehr zu empfehlen, sie wirkt ausserordentlich wohltätig auf die oft schwache Beobachtungsgabe und den mangelhaften Orientierungssinn. Wenn ich im äussersten Notfalle mit Hülfe einiger italienischer Brocken doch einmal um Auskunft bat, so wurde mir diese, auf den Bahnhöfen ausgenommen, stets mit der grössten Menschenfreundlichkeit und Geduld erteilt.

Italien fing für mich in Lugano an. Bis dahin war der Wagen zum Teil mit Bernern besetzt, und ich benutzte eifrig die gute Gelegenheit, zum letztenmal nach Herzenslust plaudern zu können. Dann aber war ich auf die Unterhaltung mit mir selber angewiesen. Stumm und erwartungsvoll fuhr ich in Mailand ein. Wie in dem Meyerschen Gedichte die Schöne aus Palästina mit „zwei Worten“ ihr Ziel erreichte, so fand ich mich in der grossen und volkreichen Stadt Mailand mit vier Worten zurecht: „Duomo, Camposanto, Brera, Ferrovia.“ Im übrigen war ich von Bern her für das Grossstadtleben etwas trainiert. Ich brauchte z. B. die Behendigkeit, mit der man in der Mutzenstadt ein Tram besteigt, nur zu verdoppeln, so war ich sicher, beim dritten Versuch glücklich einen Platz zu

erwischen. Und dann sass ich auf den roten Samtpolstern wie in Abrahams Schoss, musste nie umsteigen, sondern gelangte ohne weitere Sorge immer an den gewünschten Ort. Mein erstes Ziel war natürlich der weltberühmte Dom. Ich trat in der Abenddämmerung vor ihn hin und stand überwältigt von dieser Stein-symphonie, deren Reinheit im beginnenden Dunkel nicht von der Unreinheit der Farben gestört wird. Es war mein erster grosser Eindruck in Italien, eigentlich noch deutsche Kunst.

Am folgenden Morgen besuchte ich den Camposanto. In mir erweckte die weisse, steinerne Pracht dieser Totenstadt die sehnüchtige Erinnerung an den schattigen grünen Friedhof mit den efeuumsponnenen stillen und schlüchten Gräbern bei der Fürstengruft in Weimar. Hier kannte ich keinen der schönklingenden Namen, keiner der Toten war mir, wie mancher von jenen dort, ein alter Bekannter stiller Stunden. Dafür grüssten mich marmorne Bilder, die jeden Lebendigen ergreifen durch den Schmerz des allgemeinen Menschenschicksals. Es fiel mir auf, wie viele trauernde Frauengestalten, meist Witwen, die um den verlorenen Gatten weinen, die Gräber schmücken. Umgekehrt habe ich keinen einzigen trauernden Gatten erblickt. Ich muss gestehen, dass auf mich der imposante Gräberschmuck von Mailand in seinem stillosen Verismus mehr Staunen erregend als erschütternd gewirkt hat. Wenn zum Beispiel der Künstler ein ganzes Krankenlager in Lebensgrösse, drauf den sterbenden Gatten und neben ihm die ihn pflegende und stützende Gattin, auf ein Grab hinstellt, so bewundert man wohl die Virtuosität seiner Technik, aber man ist eher verblüfft durch die Indiskretion und Aufdringlichkeit dieses Ausdrucks der Trauer, als teilnahmsvoll. Auf einem andern Grabe sah ich eine schmérzvolle, schöne Statue Jesu mit den ergreifenden Worten: „Nunc anima mea turbata est“, und dicht daneben die Büste eines dicken Herrn mit Vollbart und Lorgnon. Überhaupt alle diese Marmorbilder der Verstorbenen! Was würden die Griechen dazu sagen, die nicht einmal jedem olympischen Sieger erlaubten, seine Porträtplastik im Tempel aufzustellen, damit nicht zu viele hässliche Bildsäulen entstünden!

Doch weiter, nach dem wirklichen Italien, ins alte Bologna! Dies ist die schönste der drei italienischen Städte, die ich gesehen. Mailand ist moderne Grossstadt, Florenz ist ein Gemisch von Alt und Neu, Schön und Hässlich, Bologna ist durchaus einheitlich. Man kann es sehr gut mit Bern in Parallelle setzen, nur ist sein Charakter ernster. Auch Bologna hat Lauben, nur sind sie hier höher, lichter, es sind grosse romanische Bogengänge. Der Bahnhof ist ein Diminutiv unseres Bundespalastes, wie überhaupt viele, viele Häuser diesen schönen Stil aufweisen. So fühlte ich mich hier heimisch, besonders da auch das Tempo des Strassenlebens ganz bernisch ist. Leider war meine Zeit für Bologna nur kurz bemessen, und nachdem ich die schiefen Türme, die ungeheuer alten, schwarzen Kirchen und natürlich auch eine Gemäldegalerie besichtigt hatte, reiste ich ab nach Florenz. Denn wie weiland Goethe auf Flügeln der Sehnsucht nach Rom eilte, so liess mich die Ungeduld, die Perle der Toskana, den Mittelpunkt der Renaissancekultur zu sehen, nirgends lange weilen.

Nun bin ich seit fünf Tagen hier und muss gestehen, dass meine Eile mir gerechtfertigt erscheint. Denn hier sind der Kunstschatze so viele, dass mir bange wird vor der verwirrenden Fülle. Werde ich es in der kurzen Zeit, die ich hier bleiben kann, mehr als zu einem allgemeinen und vagen Begriff der florentinischen Kunst bringen? Wird mir wenigstens Einzelnes, besonders Kostbares tief in der Seele haften bleiben? Solche Fragen steigen oft in mir auf,

wenn ich von Saal zu Saal, von Bild zu Bild wandere. Eines weiss ich: Michelangelo wird mir unvergesslich bleiben. Seine im grossen Leid ringenden Gestalten, die fast alle, sogar der jugendliche Riese David, den Stempel des Schmerzes auf der Stirne tragen, werden nie aus meinem Erinnern schwinden.

Bis jetzt habe ich mich beinahe mehr der Landschaft als der Kunst hingegeben, weil dies weniger ermüdend ist. Jeden Nachmittag pilgere ich auf irgend einen Hügel, zu irgend einem Kloster oder einer Kirche, die die Gegend beherrschen: San Miniato, Certosa, Fiesole. Erst jetzt weiss ich, was die sanften Linien des Apennin bedeuten, wie zart und anmutig die Ölbäume, wie ernst die Zypressen, wie leuchtend die Farben in Italien sind. Letzten Sonntag nachmittag sass ich lange vor der Kirche S. Alessandro in Fiesole, wo man das Arnotal und das Hügelland, in das Florenz eingebettet liegt, überblickt. Gegen Abend wurden die Farben immer schöner und satter, immer blauer wurde der Himmel im Süden, immer röter im Westen, immer violetter lagen die Berge, immer dunkler standen die Zypressen da. Ich dachte an den Meister, der hier wohnte und all die Pracht auf die Leinwand gezaubert hat, Böcklin. Endlich löschte die Nacht die Farben aus, und im Dunkeln wanderte ich heim, da die Tramways überfüllt waren. Und niemand hat mir etwas zuleide getan, obschon der lange, einsame Weg Gelegenheit genug zu einem Überfall geboten hätte. Die Italiener sind besser als ihr Ruf.

Jetzt sitze ich in der „prächtigen Sommernacht“ bei weit offenem Fenster am lichterbeschienenen, leise rauschenden Arno. Wenn ich am Morgen hinausblicke, so sehe ich grüne Hügel und nicht weit von mir, so dass ich sie deutlich erkenne, ragt auf dem Piazzale Michelangelo die Riesenstatue des David in die blaue Luft. Und heute in acht Tagen schon, wenn diese Zeilen zu Euch gelangen, werde ich mit Goethe klagen:

Wer von dem Schönen zu scheiden verdammt ist,
Scheide mit abgewendetem Blick!

E. G.

Schweiz. Lehrerinnenverein.

Sitzung des Zentralvorstandes und der Baukommission, Samstag den 11. September 1909, nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, und Sonntag den 12. September, morgens 9 $\frac{1}{2}$ Uhr, im Frauenrestaurant in Bern.

Es haben ihre Abwesenheit entschuldigt: Frl. Fanny Schmid-Bern, Frl. Hemann-Basel, Frl. Zehnder-St. Gallen, Fr. Ritter-Wirz-Sissach.

Protokoll-Auszug.

1. Frl. Ida Hollenweger-Zürich hat die von ihr neu redigierte Hausordnung für das Lehrerinnenheim einige Tage vor der Sitzung den Vorstandsmitgliedern und den Mitgliedern der Baukommission zugestellt. Im allgemeinen wurde wenig abgeändert, neu ist die Schlussbestimmung, welche die ständigen Heimbewohnerinnen zu einem Heimkonvent vereinigt, in welchem die Vorsteherin Sitz und Stimme hat.

Nachdem die Präsidentin Frl. Hollenweger ihre Arbeit aufs beste verdankt hat, werden die Hausordnung, das Aufnahmereglement und die Tarifordnung